

"Schwizer Schproch-Biwegig"

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **21 (1937)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419785>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kreischulpflege Winterthur.

Die Kreischulpflege Winterthur hat sich in ihrer letzten Sitzung mit dem Problem befaßt, ob und in welchem Maße auch die Mundart im Unterricht der Volksschule gepflegt werden solle. Nach Anhörung mehrerer Referate und nach allgemeiner Aussprache kam die Behörde zur Auffassung, daß die Volksschule aus verschiedenen Gründen in der Hauptsache die hochdeutsche Sprache pflegen muß. Soweit es dieses sprachliche Hauptziel der Schule zuläßt, kann gelegentlich auch, aber in beschränktem Umfang, auf die Pflege der heimatischen Mundart Gewicht gelegt werden. Dabei darf es sich aber nicht darum handeln, für einen schweizerischen Einheitsdialekt (alemannisch) zu arbeiten und ebenso wenig soll der Dialekt als Schriftsprache in Frage kommen. Vielmehr kann man lediglich an der Reinerhaltung der heimatlichen Mundart mitwirken, wobei in unserem Kanton nur die Pflege unseres Zürcher Dialekts Platz findet. Wenn so in gewissen Grenzen der Erhaltung der Mundart auch in der Schule Aufmerksamkeit geschenkt werden soll, so darf das niemals die Bedeutung haben, die des Hochdeutschen in unserer Schule auch nur im Geringsten einzuschränken. Das Hochdeutsche bleibt für die Schule nach wie vor eines der wichtigsten Kulturgüter, dessen geistige Bedeutung für unser ganzes Volk nicht hoch genug veranschlagt werden kann.

„Schwizer Schproch-Biwegig“.

Ende Ostermonats ging durch unsere Blätter die Meldung:

Zürich, ag. Am Sonntag fanden sich auf Einladung von Pfarrer Dr. Baer, Zürich, gegen 100 Freunde und Freundinnen der schweizerdeutschen Muttersprache in Zürich ein und gründeten die „Schwizer Schproch-Biwegig“. Gemäß den einstimmig angenommenen Statuten ist sie eine überparteiliche Gruppe von Schweizern und Schweizerinnen, die darauf hinarbeiten wollen, daß ihre schweizerische Muttersprache in ihrer alten Kraft und Schönheit erhalten bleibe, daß sie dort, wo sie schon vom Schriftdeutschen verdorben sei, wieder so werde, wie sie nach ihren eigenen inneren Gesetzen sein solle. Das Aktionsprogramm sieht u. a. vor, daß in Versammlungen und Sitzungen aller Art, in der Presse, im Radio, in der Schule, der Kirche und in der Armee die Muttersprache wieder mehr Eingang finde, insbesondere soll die Jugend zur Liebe für die Heimatssprache angehalten werden.

Die Versammlung bestellt einen siebenköpfigen Vorstand, bestehend aus Ingenieur A. Frei, Basel, als Präsident, Redaktor Fritz Schmid, Zürich, Vizepräsident, Lic. jur. Perret, Zürich, als Schreiber, Frau Lydia Staub, Zürich, als Säckelmeisterin, Frau Hämmerli-Marti, Zürich, Oberstdivisionär Bircher, Aarau, und Franz Flury, Bern. Der bisherige Vorkämpfer der Bewegung, Pfarrer Dr. Baer, wurde mit Akklamation zum Ehrenpräsidenten ernannt.

In einer kurzen Ansprache führte Oberstdivisionär Bircher u. a. aus, er arbeite schon lange für vermehrte Anwendung der Muttersprache, auch unsere Welschen verstünden das Schweizerdeutsche sehr gut. Er ersuchte die Mitglieder der „Schwizer Schproch-Biwegig“, mit allen Mitteln zu helfen, daß in unserer Armee wieder Schweizerdeutsch gesprochen werde.

Also doch? Hat Baer wirklich eine „Bewegung“ in Gang gebracht? Nach Berichten von Teilnehmern sind es freilich bei weitem nicht hundert gewesen, aber wenn auch: eine regelrechte Gesellschaft ist gegründet worden; „Chhrepäsident“ ist Baer, „gewöhnlicher Präsident“ unser alter Freund Adolf Frei, von dessen „Schutzbund“ man schon lange nichts mehr gehört und der hier offenbar Ersatz und neue Hoffnung gefunden hat.

Aber warum nicht? Die Zeit ist für eine derartige Gründung heute so günstig wie noch nie. Zu den allgemeinen vaterländischen und geschmacklichen Gründen, die wir in dem Worte vom „sprachlichen Heimatschutz“ zusammenfassen, kommen heute noch staatspolitische: die Abneigung gegen das reichsdeutsche Regierungswesen, und erst noch wirtschaftliche: wie mancher Schweizer sucht sich auf diesem Wege zu „rächen“ für das Geld, das er draußen verloren hat. So werden sich heute leicht ein paar hundert wohlmeinende Mundartschwärmer, Fanatiker und Schwabenfresser zusammenfinden; einige Vernünftige werden „unter Vorbehalt“ mitmachen, nämlich bis zu einem gewissen Punkte, wo ihnen die Sache noch vernünftig vorkommt,

und so weit könnte ja auch jeder von uns mitmachen, aber nicht bis zum letzten Ziele, das in den „Statute“ so gefaßt ist, daß „di schwizerisch-alimannisch Muettersprach... näbet em hoochtütsche-n as schwizerischi Schriftsprach anerschännt wärdi“. Aber auch diese Bäume werden nicht in den Himmel wachsen. Sehr vernünftig, mit überlegenem Humor und in gutem Zürichdeutsch warnt ein Mitarbeiter der N. Z. Z. (30. 4. 37 Nr. 774) vor Uebertreibungen, und Baer selbst scheint schon einiges Wasser in seinen Wein geschüttet zu haben; wenigstens eilt es ihm mit der Rettung der eidgenössischen Seele, für die es doch höchste Zeit zu sein schien, nicht mehr so arg. Auch die Schreibweise, für die er große Umwälzungen vorgesehen, ist laut Satzungen „vorläufig na alle Mitglidere freigestellt“ und in der vorliegenden Fassung „a di schrifttütich agglänt“. Eine gewisse Unsicherheit hat sich auch schon im Namen des Unternehmens gezeigt: ursprünglich hieß es „Schproch-Biwegig“, jetzt „Sprach-Biwegig“. In der Bezeichnung der Vereinsämter fällt auf, daß sie neben einem „Präsident“ einen Schryber und einen Säckelmeister haben. Altschweizerisch und im Sinne Baers wäre für ihn, den Ehrenpräsidenten, der Name Obmann, aber das brächte der andere „Präsident“, Adolf Frei nicht übers Herz. Baer schreibt auch gut altschweizerisch „Hornig“; solchen „Pangermanismus“ wird Frei nie mitmachen. Den mundartlich gefaßten Satzungen (so sagten die alten Schweizer und nicht „Statute“, und die neuen sagen „Stadute“) spürt man auf Schritt und Tritt an, daß sie nach schriftdeutschem Muster, also nicht aus der eidgenössischen Volksseele heraus geschaffen worden sind. So heißt es: „S'oberst Organ von der Biwegig isch d'Gäneralversammlig“. Ein schöneres altes Wort, das in Zünften, Heimatschutzvereinigungen und in der Zürcher Gottfried Keller-Gesellschaft noch üblich ist, wäre „Jahresbott“ gewesen. Statt dessen wählte man das blödsinnig-proßige „Gäneralversammlig“, das selber nur eine einfältige Uebersetzung von „assemblée générale“ ist. Hoffentlich schadet diese „alldeutsche“ Grundlage der Verfassung dieser „Biwegig“ nicht!

Eine böse Abfuhr muß Baer in Winterthur erlebt haben, wo er im Schoße der Neuen Helvetischen Gesellschaft sprach. Im „Neuen Winterthurer Tagblatt“ (5. 5. 37) plaudert ein Teilnehmer in guter Mundart über die Versammlung. Solange sich der Redner in vernünftigen Grenzen gehalten habe, sei alles mit ihm einverstanden gewesen; in der nachfolgenden Aussprache aber sei er dann „uflätig“ geworden (wie das dieses Herrn Pfarrers Art ist; nach dem Bericht eines andern Teilnehmers hat er trotz der Gegenwart von Frauen unappetitliche Redensarten gebraucht und sie als „guet zürütütsch“ bezeichnet; darauf wird der Zeitungsberichterstatter anspielen, wenn er sagt, weder Gotthelf noch Keller hätten „us der Mischsprach e Mischsprach gmacht“). Er mußte dann deutliche Anstandsregeln entgegennehmen, der Herr Kantonsseelsorger. Sein „Aldat vo Züri“ (das wird unser Adolf Frei sein) „hät umesucht na echli mit der „Volchsseele“ umegfuchtet, daß mer gsi isch, als flattereri en Schwarm frisch gsalbeti Flädermüsi um sini Brisago... Was mer vom alimannische Chrüsimüsi für e Meinig händ, hät er (de Baer) uf Zürütütsch ghört. Mer lönd's weder von Prüße abhoble no von Bäre verkräble! Dabi blibt's!“

Einen hübschen Anfang mit vernünftiger Mundartpflege hat bereits „Der Landbote und Tagblatt der Stadt Winterthur“ gemacht. In urchigem Töftaler- (oder Chelländer-) Deutsch plaudert ein Heiri Brändli unter der Ueberschrift „Hürepeiß“ über Heimat und Heimatsprache. Auf Einladung der Schriftleitung wird er das etwa alle

vierzehn Tage tun. Nur eine Stelle: „D'Sproch macht de Mensch nöd elei us. Es wird halt eisig eso sy und blybe; d'Ginnig chunnt z'erst und us däre-n-ufe redt de Mäntsch. I bi scho öppe mit Tüttsche zämme g'sh und ha müese säge: grufam netti Lüt mit Herz und G'müet! — und ich ha Schwizer troffe, wo b'äretschwyleret und g'hundwyleret händ und wo suft nöd en Bluhger anene gfi ist“. In zwei andern Beiträgen (20. u. 21. Mai) setzt er sich mit Baers „Hochalimannisch“ auseinander; als Volksschullehrer lehnt er dieses in deutlichem Zürichdeutsch ab: „'s Muul elei macht fän Schwizer“.

Heuschnupfen und Gelehrtendeutsch.

Was ist der Heuschnupfen? — Eine typische allergische Krankheit ist er! — Was aber ist eine allergische Krankheit? Wer weiß das? — Ich habe nacheinander ein Duzend Sprachwissenschaftler gefragt, Alt- und Neuphilologen — keiner hat es gewußt; die einen gaben das gleich unumwunden zu, andere machten verzweifelte Erklärungsversuche — gelungen ist's keinem. Aber so steht's nun einmal in der „Zürichsee-Zeitung“ und andern volkstümlichen Blättern; „eine typische allergische Krankheit“ ist der Heuschnupfen. Den Aufsatz hat ein Augenarzt geschrieben, und zwar trotz allem offenbar fürs Volk und durchaus nicht für Fachleute. Weiter heißt es von dieser merkwürdigen Krankheit: „Der dazu Disponierte reagiert alljährlich auf die für ihn pathogen gewordene Substanz in den Pollenkörnern einer bestimmten Grasart — oder verschiedener Arten — mit den genannten Symptomen“. Der Patient müsse „spezifisch desensibilisiert“ werden. Das geschehe u. a. durch „polyvalente (aus Pollen verschiedener Gramineenarten) hergestellte Medikamente“. Der Aufsatz enthält auf 83 Zeilen rund 50 Fremdwörter. Von diesen sind etwa 12 der Mehrheit der Leser unverständlich und die übrigen 38 überflüssig. Daß sich des Mannes Sprachgefühl oder Geschmack nicht geträubt hat gegen diese zwar verständlichen, aber überflüssigen, ist am Ende seine Sache, eben seine Geschmacksache; daß er aber so viele dem Leser unverständliche gebracht, ist undemokratisch, ist entweder eine Rücksichtslosigkeit oder eine Gedankenlosigkeit, in beiden Fällen ein Bildungsmangel. Und das wird nicht besser, wenn nicht auf Mittel- und Hochschulen gelehrt wird, man müsse sich nach dem Verständnis der Leser richten.

Nun wollen wir aber doch noch verraten, was eine allergische Krankheit ist: Duden erklärt Allergie mit Ueberempfindlichkeit. Ein solches Deutsch in einer volkstümlichen Zeitung wirkt beinahe wie eine „pathogene Substanz“. Wenn man das deutsch sagen wollte, könnte man leicht unhöflich werden.

Büchertisch.

Ein reizender Ausläufer der in Nr. 9/10 1936 angezeigten St. Galler Mundartsammlung „Chomm mit“ ist Klara Müllers „Frühlingsspiel vo Blume und Sonnestrahle“ mit Liedern von Max Haefelin. (Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen, 29 S., geh. 1 Fr. 20 Rp.) Nun können unsere Kinder die köstlichen Bilder Kreidolfs nicht mehr bloß anschauen, sondern selber spielen, und ihre Liebe zur Natur wird noch inniger. Für Jugend- und Schulfeste bestens empfohlen.

Briefkasten.

W. W., 3. Sie haben recht, es ist eine Frechheit, von Zürich nach Zürich an eine Deutschschweizerin ein gänzlich französisches Werbeschreiben zu senden, wie diese „Berval SA, Tricots de luxe“ es tut, nur fühlen sich die meisten Empfängerinnen als echte deutsche Gänsschen wohl noch geschmeichelt. So was, aber umgekehrt, sollte in Lausanne vorkommen!

S. M., 3. Sie nehmen mit Recht Anstoß an dem Satz: „Wenn die Kleidung der Dame mehr sein soll als die Unterwerfung unter den Willen und Geschmack ein paar führender Pariser Modeschöpfer...“ Das Wort *paar*, aus lat. *par* (= gleich) bedeutet die Verbindung von zwei gleichen oder sich entsprechenden oder ergänzenden Gegenständen (ein Paar Schuhe, ein Brautpaar). In ungenauer Weise wird es für eine geringe Anzahl, aber meist mehr als zwei, also im Sinne von „einige“ gebraucht, klein geschrieben und wie ein unveränderliches unbestimmtes Zahlwort behandelt: mit einem *paar* Dohsen, aber: mit ein paar Dohsen. An diesen ursprünglich falschen Wemfall nach Vorwörtern haben wir uns gewöhnt, aber schon weniger an den Wemfall als Ergänzung; so würden wir doch kaum sagen: der Lehrer gab „ein paar Knaben den Auftrag“, sondern „einigen Knaben“, und ganz ungebrauchlich ist der Wemfall. Sprechen wir also lieber vom „Geschmack einiger Pariser Modeschöpfer“. — Eine Besitzesstörung liegt vor, wenn wir im „Zürcher Bauer“ lesen, die Zige einer Kuh könne verlegt sein, weil eine nebenstehende Kuh darauf getreten sei; es vermöge aber „auch die eigene Kuh auf ihre Zige eine Quetschung auszuüben“. Gemeint ist natürlich, es vermöge „eine Kuh auf ihre eigene Zige“ zu treten; denn die Zige gehört doch wohl der Kuh und nicht die Kuh der Zige. — Dagegen müssen wir das „frisch gefalbt Rind“ gelten lassen; es gehört zum „gelernten Arbeiter“, zum „ausgedienten Soldaten“, zu den „Geschworenen“ und dem „ungegessen“ zu Bett geschickten Lausbuben, d. h. zu jenen Ausnahmefällen, wo das Mittelwort der Vergangenheit eines mit „haben“ abgewandelten Tätigkeitsworts tätige Bedeutung hat. Der Sprachgebrauch hat sich da die grammatisch richtige, aber etwas unständliche Form „das frisch gefalbt habende Rind“, „der gelernt habende Arbeiter“, „der ausgedient habende Soldat“ usw. vereinfacht.

Allerlei.

Nochmals die „Bildung“. Wir haben in Nr. 3/4 den Beitrag eines Mitgliedes gebracht, das sich über den falschen Gebrauch eines Fremdwortes lustig machte, und im Nachwort angedeutet, daß es sich vielleicht nur um einen Druckfehler handelte, der freilich beim Gebrauch eines deutschen Wortes nicht vorgekommen wäre. Ein Schreiben des betroffenen Herrn Stadtrats Kaufmann bestätigt unsere Vermutung:

Im Bericht über die Behandlung des Geschäftsberichtes des Stadtrates über das Jahr 1935 in der „N. Z. Z.“ ist mir das Wort „*Exekution*“ nicht entgangen. Dieses Wort habe ich jedoch nicht gebraucht. Es mag sein, daß ich das Wort „*Exekutive*“ verwendet habe, weil mir eben gerade dieses Fremdwort in den Mund fiel und nicht das einfachere und deutsche Wort Stadtrat.

Ich habe eine Berichtigung von der Redaktion der „N. Z. Z.“ deshalb nicht verlangt, weil ich ohne weiteres annehmen durfte, daß jeder Leser das mir unrichtigerweise in den Mund gelegte Wort als einen störenden Druckfehler von sich aus richtigstellen werde. In den Berichten anderer Zeitungen über jene Gemeinderatssitzung werden Sie dem Wort „*Exekution*“ nicht begegnet sein, obwohl bekannte Liebeshändel geradezu verpflichtet hätten, den politischen Gegner in der Öffentlichkeit lächerlich zu machen.

Also war es in der Tat ein Druckfehler, aber der Herr Stadtrat gibt selber zu, daß das deutsche Wort einfacher gewesen wäre. Daß ihm gerade das Fremdwort in den Mund fiel, ist aus dem „*Miljö*“ begreiflich. Daß der politische Gegner ihm den Fehler vorgehalten hätte, ist nicht sicher; denn vielleicht hätte es der — gar nicht gemerkt. Aber wir glauben's auch so.